

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 28 (1976)
Heft: 21
Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

darauf hinaus, dass der Wandel von beiden Männchen gleichermassen sinn- und wertlos ist?

– Wie steht es mit dem Verhältnis des Filmes zum jugoslawischen Kommunismus? Bekanntlich ging Marx von einer progressiven Geschichtsauffassung aus: Bei ihm läutert sich die Entwicklung des Menschen im Gesellschaftsverband von den Primitivstufen über den Feudalismus, Kapitalismus bis hinauf zum Weltkommunismus, zur klassenlosen Gesellschaft, bedeutet demnach unverkennbaren Fortschritt. (HISTOMAT)

– Der Film schildert die Konsequenz eines offensichtlich sinnlosen Bewegungsgesetzes. Gleitet er damit nicht in die Nähe eines unfruchtbaren weil hoffnungslosen Fatalismus ab, der alle möglichen Alternativen resignativ negiert und sich darauf beschränkt, immer neue Beweise seiner Stimmigkeit zu sammeln? Ueli Spring

TV/RADIO-KRITISCH

Läuse im Pelz

Hässliche Geschichten von der freien Information und Meinungsäusserung

«Hässliche Geschichten von schönen Pelzen» hiess ein Beitrag, den das Deutschschweizer Fernsehen am 2. Oktober im «Magazin privat» ausstrahlte. Dass der Beitrag nicht so an die Zuschauer gebracht werden durfte, wie ihn Redaktorin Ruth Brändli und Präsentatorin Heidi Abel sich ausgedacht hatten, hat der Schweizerische Pelz-Fachverband zu verantworten. Die beiden Autorinnen wollten nämlich den legitimen Aspekt des Tierschutzes bei der Pelzgewinnung hervorheben. Da Fernsehen, so sagten sie sich, nicht nur Hören, sondern auch Sehen ist, wollten sie dem dokumentarischen Kurzspielfilm «Der Mantel» (mit authentischen Tieraufnahmen), der 1973 von Mark M. Rissi in Zusammenarbeit mit dem Welttierschutzbund gedreht wurde und inzwischen zahlreiche Vorführungen (auch in ausländischen Fernsehprogrammen) erlebte, einen Ausschnitt von etwa einer Minute und 20 Sekunden entnehmen. Einen weiteren Ausschnitt von rund drei Minuten hätte der dokumentarische Kurzfilm «Das Karakul», der vom Europäischen Komitee zum Schutze der Robben und anderer Pelztier produziert und vom Verein Pro Animali in Bern verliehen wird, hergeben sollen. Doch der Pelz-Fachverband verhinderte durch einstweilige richterliche Verfügung die Verwendung der beiden Filme. Ein erstes vorläufiges Verbot richtete sich gegen den Verein Pro Animali, das auch von der SRG beachtet wurde. Ein zweites Verbot, das den Film «Der Mantel» betraf, bezog sich allein auf die SRG. Der Pelz-Fachverband machte geltend, die Ausstrahlung müsse unterbleiben, weil sonst die Persönlichkeit der als Verein organisierten Branche verletzt werde. Der Beitrag «Hässliche Geschichten von schönen Pelzen» flimmerte zwar dennoch über den Bildschirm, allerdings ohne die geplanten Film-Ausschnitte, also sozusagen als Hörbeitrag.

Von Agitation bis Zensur

Der Vorfall soll hier nicht isoliert dargestellt werden, zumal das richterliche Verfahren noch im Gang ist. Er weist aber einmal mehr mit aller wünschenswerten Deutlichkeit

darauf hin, dass einer freiheitlichen Information und Meinungsäusserung immer wieder Schwierigkeiten erwachsen. Andere sogenannte «Fälle», die jeweils wieder anders gelagert waren, belegen die Grenzen und die Gefahren, denen eine umfassend gedachte und wirklich liberal verstandene Informations- und Meinungsfreiheit ausgesetzt ist. Erinnert sei an die redaktionelle Kürzung des Films «Schweizer im Spanischen Bürgerkrieg», die von vielen Kritikern etwas voreilig und allzu klischeehaft als «Zensur» gebrandmarkt wurde. Bei der Sendung über die «Soldaten- und Kasernenkomitees» beanstandeten einige Beschwerdeführer, dass solche Sendungen überhaupt ausgestrahlt werden dürfen. Diesen Vorwurf lehnte seinerzeit die Untersuchungsbehörde, das Eidgenössische Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartement, ab und zwar mit einer Begründung, die schon bei der Beschwerde zur Radio-Sendereihe «Strafvollzug heute – Fakten und Alternativen» abgegeben wurde: «dass in einer pluralistischen Gesellschaft, die sich für die Staatsform der Demokratie entschieden hat und eine dementsprechende Kommunikationspolitik verfolgt, die Verbreitung irgendwelcher Meinungen a priori keine Konzessionsverletzung darstellen kann.» Im Fall «Kaiseraugst» bezeichneten Beschwerdeführer und interessengeleitete Kritiker – deren Berechtigung zur Kritik ich keineswegs abspreche – Informationen über Kernkraftwerk-Gegner zum vorneherein als Propaganda. Die Tatsache, dass eine bestimmte Gruppe in einer Sendung irgendwie zur Darstellung kommt, wird auch in andern Beschwerden, Reklamationen und Protesten gerügt. Öffentlichkeit herzustellen, scheint keineswegs in jedem Fall – je nach Perspektive und Interessenlage – erwünscht zu sein.

Auseinandersetzung hinter den Kulissen

Zahlreiche Eingriffe ins Programm werden hingegen der Öffentlichkeit nie bekannt, vor allem, wenn es sich um ein redaktionelles Eingreifen in der Programminstitution selbst handelt. Solche Vorfälle sind deshalb auch nur schwer nachzuweisen, und noch schwieriger ist es, sie als Aussenstehender zu beurteilen. Was soll man beispielsweise davon halten, wenn einem freien Mitarbeiter des Radios in einem kommentierenden Bericht der letzte, kritische Satz vom zuständigen Redaktor herausgeschnitten wird, ohne dass der Mitarbeiter dazu befragt wird? Ergab sich die Schlussbemerkung nicht stringent aus dem Vorausgehenden, oder versties der Satz nach Meinung des Redaktors gegen interne Richtlinien oder gar gegen die Konzession, oder war der Satz einfach schlecht formuliert, oder wollte sich der Redaktor allfälligen Ärger mit den Hörern ersparen? In einem andern Fall gerieten sich ein Ressortleiter und ein Autor über den Kommentar, den letzterer zu einem Dokumentarfilm verfasst hatte, in die Haare, und zwar vor allem aus weltanschaulichen Gründen, wobei der Ressortleiter dem Autor vorwarf, er verstosse mit seinem Kommentar gegen die Richtlinien. Der Autor musste seinen Text wohl oder übel umformulieren. Wer war hier im Recht, der eher vorsichtige Ressortleiter oder der Autor, der seinen, durchaus nicht unbegründeten Standpunkt klar ausdrücken wollte? Handelte es sich um eine auf der Hand liegende Richtlinien-Verletzung oder eher um eine Ermessensfrage? In zwei andern Fällen wollte man dem Radio Sprecher für Abstimmungsdebatten aufdrängen. Die verantwortlichen Redaktoren lehnten fürs erste ab, denn niemand habe ein Recht auf das Mikrophon, fanden sich dann aber doch zu einer für das Radio befriedigenden Lösung «auf dem Boden der Realität», und zwar mit der Begründung, es gehöre zum Konzept von Abstimmungsdebatten am Radio, dass sich zwei gleichwertige Kontrahenten gegenüberstehen.

Ein breites Einflussfeld bestimmt das Programm

Alle diese Beispiele zeigen, dass es eine absolute, im luftleeren Raum sich abspielende Radio- und Fernseh-Freiheit nicht gibt (wohl aber das ethische Prinzip einer

freien Information und Meinungsäusserung). Jede Sendung, jedes Programm ist in seiner Vor- und Nachgeschichte einer Reihe von sich überschneidenden Einflüssen verschiedenster Art ausgesetzt. Auf der Seite der Programminstitution reichen diese Einflüsse vom gesellschaftlichen Gesamtauftrag des Mediums, in der Konzession fixiert und in den internen Programmrichtlinien interpretiert, über die strukturellen, produktionellen und finanziellen Bedingungen bis zu den ästhetischen, dramaturgischen und konzeptionellen Normenfeldern und bis zum Auftragverständnis jedes einzelnen Mitarbeiters und seiner persönlichen Disposition. Alle diese Faktoren auf seiten der Programminstitution, die selbstverständlich nie vom gesellschaftlichen Umfeld losgelöst sind, nehmen Einfluss auf das Programm, üben gleichsam einen starken «Druck» darauf aus, was Hörer und Zuschauer zu Gehör und zu Gesicht bekommen. Verständlich, dass sich vor allem die Fernsehjournalisten gelegentlich fragen, wo denn die Freiheit geblieben sei, in der sie ihre Programme machen können. Ihnen müsste zunächst einmal gesagt werden, dass sie die Handwerker der Informations- und Meinungsäusserungsfreiheit und keine willkürlichen Träger einer abstrakten Radio- und Fernseh-Freiheit sind. Auf der andern Seite muss aber gleich hinzugefügt werden, dass eine Freiheit nicht allein qua Negation eingegrenzt werden darf, dass Freiheit also nicht nur von ihren Grenzen her, sondern von ihren positiven Möglichkeiten her definiert und interpretiert werden muss. Die erste Frage, die sich bei der Abnahme einer Sendung aufdrängen müsste, wäre dann nicht die Frage, ob eventuell eine Richtlinien- oder Konzessionsverletzung vorliege oder ob man den Protest irgendeiner Gruppe heraufbeschwört oder ob man sonst irgendwie den Ärger von innen oder aussen auf sich zieht, sondern ob hier Information und Meinungsäusserung sich frei entfalten können, ob die Information möglichst nahe die zu beschreibenden Realitäten wiedergeben und ob der Standpunkt der Autoren unmissverständlich zum Ausdruck kommt. Alle Indizien deuten darauf hin, dass beim Fernsehen DRS vom mittleren Kader an aufwärts eine ängstliche Vorsicht herrscht, um nur ja niemandem Argumente dafür zu liefern, man sei ein «linkes» Fernsehen. Unter solchen prohibitiven Vorzeichen kann kein kritisches, lebendiges und vor allem kein freiheitliches Fernsehen gedeihen, das dem Zuschauer ein breites Spektrum von Informationen und «ungeschminkten» Meinungen präsentiert, so dass er ein eigenes Urteil fällen kann.

Keine freie Information und Meinungsäusserung ohne Toleranz

Jedes Programm ist von seiner Natur her für Hörer und Zuschauer bestimmt. Deshalb verwundert es nicht, dass auch von dieser Seite mannigfaltige Einflüsse auf die Programminstitution und ihr Programm geltend gemacht werden. Das Spektrum umfasst hier die verschiedenen Publikumsreaktionen, die Briefe und mündlichen Kontakte, die Publikumsforschung, die publizistische Medienkritik, die Trägerschaft der SRG, die Rezipientenverbände, unorganisierte Gruppen und «institutionelle» Gruppen und Einflüsse wie Behörden, Parteien und Verbände. Dieser «Druck», der von aussen auf das Programm ausgeübt wird, hat einen doppelten Aspekt: Einerseits hat er die Tendenz, die freie Information und Meinungsäusserung einzuengen, indem etwa gegen die Ausstrahlung einer bestimmten Sendung protestiert wird oder indem der Aussagegehalt einer Sendung als «unwahr», «einseitig», «verzerrt» beurteilt wird oder indem davon ausgegangen wird, eine Sendung habe auf die Rezipienten eine «schädliche» Auswirkung. Ein sehr subtiles Mittel, die freie Information und Meinungsäusserung zu beeinträchtigen, ist die Reklamation auf «Objektivität» und «Ausgewogenheit», dies vor allem dann, wenn der Reklamierende nicht angibt, was er unter «objektiv» und «ausgewogen» versteht, und wenn er als «objektiv» nur das gelten lässt, was er selber als «objektiv» erkennt und vertritt. Andererseits aber ist gerade der «Druck» von aussen geeignet, freie Information und Meinungsäusserung herzustellen, indem durch Reaktionen aller Art das Informations- und Meinungs-

spektrum verbreitert wird. Es macht eben gerade die freie Information und Meinungsäusserung aus, dass in einer demokratischen Gesellschaft jeder sich soll zum Wort melden dürfen. Das setzt allerdings Toleranz gegenüber dem Andersdenkenden voraus. Diese Informations- und Meinungstoleranz aber fehlt den Auseinandersetzungen um das Programm auf weite Strecken.

Ungleicher Zugang zur freien Information und Meinungsäusserung

Ein besonderes Problem muss aufgeführt werden, wenn man den Einfluss von aussen auf die Programminstitution darstellen will. Organisatorisch wie finanziell gut dotierte Gruppen verfügen über ein technisches und intellektuelles Potential, das es ihnen ermöglicht, ihre Reklamationen oder Beschwerden wohlbegründet und kompetent vorzutragen. So umfasste beispielsweise die Aufsichtsbeschwerde der Firma «F. Hoffmann-La Roche» im «Fall Adams» einen zehnsseitigen Brief mit einer detaillierten Aufschlüsselung der Vorwürfe und ausführlichen Begründungen. Dem Schreiben lag ausserdem ein privates Transkript der Sendung bei. Selbstverständlich wird niemand dieser Firma einen Vorwurf machen, dass sie ihre Beschwerde «seriös», wie es sich gehört, zu formulieren wusste. Wenn man aber diese Beschwerdeschrift mit dem Protestschreiben in einem andern Fall vergleicht, fällt sofort auf, mit welchen bescheidenen Mitteln in diesem zweiten Fall argumentiert wird. Obwohl die Protestierenden mit gleicher Berechtigung ihre Beanstandungen vortragen, verfügen sie weder über eine Aufzeichnung der betreffenden Sendung noch scheinen ihnen Konzession oder Richtlinien bekannt zu sein. Es klafft allerdings nicht nur ein offensichtlicher Unterschied zwischen der Beschwerdeschrift im ersten Fall und dem Protestschreiben im zweiten Fall. Auch die jeweiligen Antwortschreiben zeigen auf, dass die SRG im Umgang mit Beanstandungen mit sehr ungleichen Ellen misst: die Beschwerde der Hoffmann-La Roche wird mit einem 30seitigen Schreiben des Generaldirektors und der Textabschrift der angefochtenen Sendung beantwortet. Im zweiten Fall erhielten die Protestierenden je ein Schreiben des zuständigen Programmdirektors, das umfangmässig ungefähr dem Protestschreiben entsprach. Eine vollständige Nachschrift der Sendung wurde nicht beigelegt. Selbstverständlich fiel es der Programminstitution in diesem Fall leicht, die holperig vorgebrachten Proteste abzulehnen. Beide Reaktionen haben zweifellos dazu beigetragen, das Spektrum der freien Information und Meinungsäusserung (durch die nachfolgende Publizität) zu erweitern. Aber aus diesen und andern Fällen muss das Fazit gezogen werden, dass organisatorisch, finanziell, intellektuell und technisch gut ausgerüstete Gruppen eine grössere Chance haben, an der freien Information und Meinungsäusserung zu partizipieren und demzufolge ihre Interessen und Absichten eher durchzusetzen in der Lage sind als schwächere Gruppen. Gerade ihnen müsste in der Behandlung von Beanstandungen besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, soll die freie Information und Meinungsäusserung nicht ein Privileg von starken Gruppen bleiben.

Sepp Burri

«Telearena»: weder ausgewogen noch objektiv, dafür lebendig

Gewissermassen ist es symptomatisch: Die Abteilung Dramatik des Fernsehens DRS zeichnet augenblicklich für die wohl brisanteste politische Sendung verantwortlich. In der «Telearena» werden heisse Eisen geschmiedet, dass die Funken fliegen. Ausgangspunkt zu den oftmals leidenschaftlichen Diskussionen bilden prägnante szenische Darstellungen der jeweils behandelten Problematik. Die Modellhaftigkeit der Anspielszenen garantiert zwar keineswegs eine erschöpfende Einführung in eine Sachfrage, hat aber den unbestreitbaren Vorteil, dass sie Zustimmung oder Ablehnung provoziert und damit die Voraussetzungen zu einem Streitge-



Hans-Ulrich Indermaur: geschickter Moderator der «Telearena».

spräch schafft. In einer grossen, aber keineswegs, wie jetzt schon wieder allenthalben zu hören ist, zu grossen Runde von Experten, Interessierten und Engagierten wird dann die auf diese Weise exponierte Frage diskutiert.

Folgendes muss nach der Ausstrahlung von jetzt fünf «Telearenen» auffallen: Obwohl die Themen jeweils im Widerspruch der Meinungen stehen, obschon die vorgetragenen Voten oftmals sehr spitz formuliert sind, nicht selten weit über das Ziel hinausschiessen und hin und wieder auch an der Wahrheit vorbeizielen, ist die Art der Sendung weitgehend unbestritten. Dies auch in jenen Kreisen, die sonst nur allzu schnell nach Remedur rufen, wenn eine andere als ihre Meinung über die Television verbreitet wird. Die relativ grosse Toleranz, die dieser Sendung entgegengebracht wird, hat meiner Meinung zwei Ursachen: Die grosse, zumindest für den Zuschauer fast unüberschaubare Zahl an zur Diskussion geladenen Befürwortern und Gegnern einer bestimmten Problematik hat zur Folge, dass sich niemand mit seiner Meinung allein sieht. Auch der Zuschauer daheim findet früher oder später im Kreis der Votanten eine oder mehrere Identifikationsfiguren, bei denen er seine Anliegen aufgehoben sieht. Dem im Einzelnen doch recht tief verwurzelten Gerechtigkeitssinn kommt eine geschickte Moderation entgegen, die alle Seiten in ausreichendem Masse zu Worte kommen lässt und auch sehr sichtbar darauf hinweist, dass sie das tut. Das führt – die Auseinandersetzung mag dann noch so hitzig sein – zu einer Art Geborgenheit, welche die üblichen Expertengespräche am berühmten runden Tisch nie in diesem Ausmasse zu vermitteln vermögen.

Ein Phänomen ist auch, dass sich eine Identifikation mit einer halbwegs anonymen Person leichter herstellen lässt, als mit einem bekannten Experten. Umgekehrt hat die Anonymität der Votanten den Vorteil, dass diese sich viel spontaner äussern, als dies bekannte Politiker, Journalisten oder Fachleute je können. Bei ihnen steht weder Prestige noch die Wahrung eines bestimmten Rufes auf dem Spiel. Es hat sich gerade

in der «Telearena» gezeigt, dass «namenlose», aber engagierte Redner oft geschickter und in einem guten Sinne auch volkstümlicher zu argumentieren wussten als die bekannten Kapazitäten. Soll dieser günstige Zustand erhalten bleiben, werden die Redaktoren der Sendung allerdings der von einer kurzsichtigen Kritik geforderten Reduktion der in die Arena geladenen Gäste nicht stattgeben dürfen. Sie würde eine Zurückführung auf das Expertengespräch bedeuten und nicht Konzentration, sondern den Verlust der Spontaneität bringen.

Der zweite Grund allseitiger Anerkennung dieser Form der Auseinandersetzung liegt zweifellos in der Anlage, der Diskussion ein fiktives Stück, eine gespielte Szene zugrunde zu legen. Die dadurch erzielte Verfremdung ermöglicht eine distanzierte Betrachtung, eine weniger vorgefasste Beurteilung. Das Wissen darum, dass eine Szene – im Gegensatz etwa zu einem «wahren» Dokumentarfilm – korrigierbar ist, baut Vorurteile ab. Zudem ist zu sagen, dass die Darstellung einer Problematik im allgemeinen durch eine fiktive Szene wesentlich plastischer erfolgen kann, weil sie – im Gegensatz zu Dokument, das annähernd objektiv sein muss – Verkürzungen und Konzentration erlaubt. Das hat sich gerade in der letzten «Telearena» mit dem Thema «Erziehung in der Rekrutenschule» drastisch gezeigt. Hanspeter Gschwends «Feldgraue Scheiben», eigens für diese Diskussion bearbeitet, nachdem dem Hörspiel die Realisierung als Fernsehspiel durch eine Intervention des Militärdepartementes verwehrt blieb, rief sofort bei jedem Wehrmann charakteristische Erinnerungen an seine Dienstzeit in Erinnerung. Es war, obschon «erfunden», der Wirklichkeit nicht weniger nahe als ein Dokument. Das Modellhafte, durch Raffung und Verdichtung erzielt, gab deutliche Ansatzpunkte zur Diskussion, die auch mühelos in Schwung kam und an der sich selbst jene rege beteiligten, die in der szenischen Darstellung kein Abbild der Wirklichkeit erkennen wollten.

Die unbestrittene Stärke der «Telearena» ist, dass sie die Pluralität der Meinungen gewährleistet. Sie ist – wie bereits beschrieben – formal darauf angelegt und hat zudem in Hans-Ulrich Indermaur einen Moderator gefunden, der sehr keck zum Ausdruck bringt, dass Meinungspluralität und Ausgewogenheit zwei verschiedene Dinge sind. Er lässt alle Meinungen zum Zuge kommen, auch extremste, sofern sich der Votant nicht erdreistet, die «Telearena» zum Forum seiner ideologischen Mission umzufunktionieren. Geschieht dies dennoch, greift der Moderator sehr dezidiert ein und gibt das Mikrophon weiter. Bewusst verteilt er die Diskussionszeit so, dass niemand ihm vorwerfen kann, er hätte einer Gruppierung zuwenig Beachtung geschenkt oder habe sich unterwürfig in den Dienst einer anderen gestellt. Das macht bisweilen jene, die glauben, Recht und Weisheit allein gepachtet zu haben, ungehalten. Sie werden auch mit dem Ausgang der Diskussionsrunden nicht ganz zufriedengestellt sein. Denn bei Indermaur gibt es keine «Sieger» und «Verlierer». Die «Telearena» ist seiner Meinung nicht da, um eine Problematik auszudiskutieren, sondern um Denkanstösse zu vermitteln. Gerade das Gespräch über unsere Armee hat in dieser Richtung Wesentliches gebracht. Es hat gezeigt, dass der Schweizer Bürger die Armee als seine eigene betrachtet, sie mitgestalten und in ihr mitsprechen will. Er erwartet ein offenes Gespräch über die entstehenden Probleme. Sie ist für ihn keineswegs sakrosankt, d.h. Fehler dürfen passieren, und sie geschehen ja auch notgedrungen, aber diese Fehler sollen nicht verschwiegen werden. Gesucht wird ein offenes Verhältnis zur Armee. Diese Anliegen stehen nun offensichtlich in einem Widerspruch zur herkömmlichen militärischen Führung, zu einem System, das wahrscheinlich unumgänglich hierarchisch aufgebaut ist und die Mitglieder der Armee in zwei, in einem militärsozialen Sinne standesunterschiedliche Gruppen teilt, in Offiziere und Soldaten. Daraus entstehen offenbar die wesentlichsten Konflikte innerhalb der Armee. Dieses Spannungsverhältnis zeigt sich augenfällig in einem Kommunikationsmanko, das in der «Telearena» frappant zum Ausdruck kam.

Kommunikationsschwierigkeiten äussern sich vielfach in einer mangelnden Bereitschaft, auf den Gesprächspartner einzugehen. Dieser Eindruck herrschte in der Auseinandersetzung in der letzten «Telearena», die zu einem eigentlichen Forum

«Bürger und Armee» sich ausweitete, vor. Neben einer falschen Tonart, aus der neben echter Sorge um die Armee leider auch leicht saloppe Überheblichkeit mit-schwang, prägte vor allem ein ständiges Ausweichen vor dem Dialog die Haltung vieler Kaderleute des Militärs. Es scheint mir nach dieser Sendung als nahezu erwiesen, dass die fehlende Bereitschaft, aber auch die Unfähigkeit zum Gespräch, welche die Haltung vieler – nicht aller – Offiziere bestimmte, das Verhältnis des Bürgers zur Armee wesentlich erschwert. Dies vermochte die «Telearena» aufzuzei-gen. Ein Ergebnis, das so interessant ist wie andererseits die Feststellung, dass das Bewusstsein für die Notwendigkeit der Armee fest verankert zu sein scheint, bei aller Kritik, die dieser Institution entgegengebracht wird.

Lösungen kann und will die «Telearena» nicht anbieten. Aber sie liefert dem auf-merksamen Betrachter neben einem aufschlussreichen Bild der Stimmung zu einer Sache immerhin Erkenntnisse. Wer diese ernst nimmt, wer sich nicht stur in das Schneckenhaus seiner eigenen Ansichten zurückzieht und sich ausschliesslich von Gleichgesinnten fortlaufend bestätigen lässt, kann an einem bedeutsamen Mei-nungsbildungs-Prozess teilhaben, indem er vorgebrachte Äusserungen gegeneinan-der abwägt, die Spreu vom Weizen, das Echte vom Falschen sondert. Kann man einer Sendung ein grösseres Kompliment machen, als dass sie dies leistet? Urs Jaeggi

Hörer machen Radiosendungen

Hörfunk-Gespräche 1976 des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik/BRD

Im Programm von Radio DRS finden wir in der ersten Novemberwoche eine Diskus-sion von Schulentlassenen, welche diese ohne erwachsenen Gesprächsleiter ge-führt, aufgezeichnet und anschliessend fürs Radio montiert haben («Aus der Schule geplaudert»), eine Abendsendung mit prämierten Beiträgen vom 25. Wettbewerb der Internationalen Tonjäger-Föderation («Neues von den Tonjägern»), eine Schul-funksendung («Wo sind wir?»), in der die Schüler telephonisch Wettbewerbsfragen zur Schweizer Geographie beantworten können, schliesslich in «Pot-au-Feu» eine Reportage aus der Kaserne Freiburg über die Sprachgrenzen im Militär, insgesamt vier Sendungen, die alle ohne die aktive Beteiligung von Hörern nicht zu realisieren wären. Nebst diesen zufällig herausgegriffenen Beispielen gibt es eine ganze Reihe fest in der Programmstruktur verankerter Sendegefässe, die regelmässig von der Mitwirkung ihrer Hörer zehren: vom Wunschkonzert für Gesunde und Kranke, «Nachtexpress», «Pop auf Wunsch» bis zur «Radio-Musicbox» und zum Krimi-Wettbewerb «Der heisse Draht»; von der «Sprechstunde» von Experten für Hörerfra-gen bis zur Gesprächsvermittlung mit Prominenten in «Samschtig-Mittag» und zur Abtretung einer Sendestunde an einen solchen («Das prominente Mikrophon»); von der Selbstdarstellung Jugendlicher in O-Ton-Stücken oder Live-Magazinen bis zur Behandlung der Schwierigkeiten eines einzelnen Hörers in «Das Problem – Hörer und Berater im Gespräch».

Der Selbstverständlichkeit, mit der Hörerpartizipation Teil jeder Programmkonzep-tion bildet und dem routinierten Kalkül, mit dem sie in manches Sendevorhaben «eingebaut» werden, entsprechen nicht unbedingt genaue Vorstellungen über Funk-tion und Wirkungen der Hörerbeteiligung. Hierüber nachzudenken, die glatte Rou-tine etwas aufzurauben, nahmen sich unlängst die Hörfunk-Gespräche 1976 des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (BRD) vor: Rund 80 Programm-schaffende und Medienkritiker aus allen Teilen der BRD und Westberlins beschäftig-ten sich während dreier Tage mit dem Thema «Hörer machen Programm» (rasch

präzisiert in: «Hörer machen Sendungen») und den Fragen: «Hörerbeteiligung: weshalb und zu welchem Ende?» Hievon ist, unvollständig und unsystematisch, zu berichten.

Auf der Suche nach «dem Hörer»

Wie oft, schien zunächst leichter zu bestimmen, was Hörerbeteiligung nicht soll. Gefahren der Situation «Hörer auf Sendung» sind evident, wenn etwa eilfertige Moderatoren das Kommunikationsbedürfnis von Telefoninterviewten zu jovialer Kumpanei missbrauchen, um dann nach kürzester Zeit doch den nächsten Musiktitel aufzulegen, um ja den Programmablauf einzuhalten; wenn Reporter vor Ort, studio-gewöhnt und realitätsfremd, ihr Entzücken über die scheinbar unverstellte Wirklichkeit, der sie begegnen, ins Mikrophon jauchzen; wenn ein von Herkunft und Bildung den Radioleuten unterlegener Hörer als «guter Wilder» schon mal ins Studio geschleppt wird, um den Hörern von seinem entfremdeten Alltag zu erzählen; wenn Tonbandamateure, die meist Technik mit Programm verwechseln, aus ihren gesammelten Geräuschen als Gratifikation etwas abspielen dürfen... Einer positiven Funktionsbestimmung partizipativer Elemente im Radioprogramm hat wohl die Ermittlung der *Motive*, welche die Programmgestalter zum Einbezug der Hörer veranlassen mögen, voranzugehen. Die ebenso unbestrittenen wie unverbindlichen Formen der Beteiligung durch Mitbestimmung des Musikprogramms mittels Anruf oder Postkarte einmal ausgeklammert, schälen sich eine Reihe von Motiven heraus:

- die Sehnsucht nach Unmittelbarkeit, die Illusion, ausserhalb des Studios «nackte» Realität zu finden – wo es sich doch bestenfalls um *anders* vermittelte, verstellte Wirklichkeit handelt;
- der Wunsch, die Isolationsgefühle, welche, beim anscheinend noch weitverbreiteten Kästchendenken, den Einzelredaktor in seinem starr abgezielten Arbeitsfeld oft quälen, etwas zu mildern; die Absicht, eingeschlossen in einen riesigen institutionellen Apparat, sich seines Adressaten zu versichern;
- vielleicht auch das schlechte Gewissen, das die Medienverwalter als kleine Minderheit der über die Verbreitungskanäle Verfügenden zuweilen beschleicht, angesichts der Massen der davon Ausgeschlossenen; also das Ziel stärkerer Integration des Rezipienten in den Kommunikationsprozess und damit einer tendenziellen Verwirklichung von Brechts (noch immer «utopischen») Gedanken einer Verwandlung des Rundfunks aus einem Distributions- in einen Kommunikationsapparat;
- das Bedürfnis, dem Hörer «in eigener Sache» die Produktionsweisen und institutionellen Strukturen zu erklären, seine Kritik entgegenzunehmen (derartige Sendungen geraten freilich oft zur puren Reklame, weil der Hörer, von den naturgemäss fachkompetenteren Verlautbarungen der Verantwortlichen ehrfürchtig erschauert, die Kritik also in ein partielles Plebiszit *für* den Sender umschlägt);
- schliesslich die Freude am Experiment, am Freiraum, das dem direkten Hörervotum eher als dem abzuwägenden Redaktionskommentar zugestanden wird, Experimenten auch, bei denen das Radio als Initiator auftreten kann, um Laien (z. B. Schüler) als Autoren und Darsteller zu gewinnen (die unter kundiger Anleitung im Rollenspiel zu Selbstdarstellung und Selbsterkenntnis finden können).

Authentisch: Sprache und Erfahrung

Sieht man von den lediglich Selbstbestätigungsbedürfnissen entspringenden Motiven der Programmgestalter ab und versucht man – nun positiv gewendet –, Kriterien für eine sinnvolle Beteiligung des Hörers an Entstehung sowie inhaltlicher und formaler Gestaltung von Sendungen aufzustellen, lassen sich mit Manfred Linz vorab zwei nennen:

Die Hörer haben den Radioleuten wesentliche *Erfahrungen* voraus; wenn diese in Sendungen eingebracht werden können, erleichtern sie das gegenseitige Verständ-

nis innerhalb der verschiedenen Gruppen der Gesellschaft und bedeuten zugleich programmlich eine Innovation.

Die Hörer sprechen vielfach eine von jener der Radioteile wesentlich verschiedene *Sprache*, eine Sprache, deren Ausdrucksformen den Gängigen funktional ebenbürtig sind, die aber am Radio selten zu hören ist.

Dieser Sprache und diesen authentischen Erfahrungen in Sendungen Raum zu geben, vermag die Distanz zwischen Sender und Empfänger zumindest etwas zu verringern; das Radio wird zur Möglichkeit, Öffentlichkeit herzustellen auf allen Ebenen. Hörerbeteiligung bildet dann einen Ansatz, Brechts Forderung, «öffentlichen Angelegenheiten auch wirklich den Charakter der Öffentlichkeit zu verleihen», ernstzunehmen. Sind die Programmschaffenden lernfähig, Erfahrungen und Sprache ihrer Hörer aufzunehmen und zu vermitteln, dann findet die Hörerpartizipation aus dem Kuriositätenkabinett heraus, bleibt der Hörer nicht länger Tanzbär am Seil der «abgebrühten» Profis, sondern wird zum Partner, der relevante neue Elemente ins Programm trägt. Die Zwänge der Institution sind derartigen Projekten freilich selten förderlich, und beim konkreten Erfahrungsaustausch und Abspielen von Sendungen wurde nachdrücklich der politische Druck beklagt, der solche Projekte oft behindert und die vorhandenen Freiräume zunehmend einengt.

Bei den praktischen Versuchen, Sendungen mit dem Hörer als wichtigem Erfahrungsträger und mündigem Bürger zu gestalten, lassen sich schnell zwei Hauptkategorien unterscheiden: Zum einen scheint Hörermitwirkung vor allem in den Studios der Hörspielabteilungen zu gelingen, zum anderen wird sie in Live-Magazinen – oft zielgruppenorientiert – mit Aussenübertragungen, Telefoneinsatz oder Studiogesprächen gepflegt.

Die Beteiligung an Hörspielen reicht vom einfachen Verfassen eigener kurzer Hörstücke und ihrer Aufführung über improvisierte O-Ton-Szenen («Alltagsspiele») bis zu kollektiv erarbeiteten Selbstdarstellungen oder kommunikationswissenschaftlich konzipierten Rollenspielen. Die meisten Beispiele, soweit sie sich nicht darauf beschränken, den Hörer als Autor zu organisieren und die so gewonnenen Texte als «normale» Hörspiele zu produzieren, zeigten, dass diese Form der Zusammenarbeit Hörern und Radioteilen persönlichen Erkenntnis- und Erfahrungsgewinn bringt sowie beider Verhältnis zum Medium vertieft. Allerdings ist unübersehbar, dass manche dieser Produktionen nurmehr zufällig oder aus Legitimationsdruck («um etwas vorzuweisen...») ins Programm aufgenommen werden, ihre eigentliche Funktion haben sie schon vor der Ausstrahlung erfüllt. Gewiss vermitteln viele dieser meist von Schülern oder Jugendlichen gestalteten Spiele durch die Genauigkeit der Beobachtung und Ehrlichkeit ihrer Wiedergabe authentische Wirklichkeitserfahrung, die allgemeines Interesse beanspruchen darf; dem Hörer zuhause bleiben aber Entstehungszusammenhang und Produktionsgeschichte verschlossen und damit medienzieherische Erkenntnisfortschritte verwehrt. Die Ausstrahlung im Radio hat, so gesehen, lediglich *Transportfunktion*: Sie soll darüber aufklären, dass solche Spiele mit Gewinn veranstaltet werden und damit zur Eigeninitiative von Lehrern und Betreuern ermutigen, ohne in jedem Fall gleich Sendezeit in Aussicht zu stellen. Schliesslich sollten auch Radioteile für derartige, durchwegs zeitintensive Projekte in Schulen zeitweilig freigestellt werden, ohne jede Auflage, eine sendefertige Produktion nach Hause bringen zu müssen.

Die Angst vor der Spontaneität

Ganz andere Probleme stellen sich der Hörerbeteiligung bei Direktsendungen. Im Unterschied zum Hörspiel bilden hier die äusseren Bedingungen – begrenzte Sendezeit, Zwang zu Musik-Zwischenspielen – starke Filter für spontane Hörerbeiträge, die oft nurmehr als arbiträre Partikel im Gesamtmosaik eines Magazins erscheinen. Die Ambivalenz von Chance und Gefahren solcher Sendeformen veranschaulicht ein-

drücklich eine Sendung des Westdeutschen Rundfunks: «Hallo Ü-Wagen» heisst ein fast dreistündiges Magazin, welches jeden Donnerstagvormittag von 9.20 bis 12.00 Uhr von einem irgendwo im Land aufgefahrenen Übertragungswagen aus verbreitet wird. Durchmischt mit Nachrichten, Verkehrshinweisen und sehr viel Unterhaltungsmusik der gängigsten Sorte werden Probleme der Anwohner aufgegriffen. Die Moderatorin organisiert ein Gesprächsforum zwischen Experten und Behördenvertretern einerseits und den teils zum voraus avisierten, teils spontan während der Sendung zum Ü-Wagen fahrenden Hörern andererseits. Der Hörer wird hier tatsächlich als Lieferant organisiert, als einer, dessen Sache für einmal im *Nahbereich* verhandelt und doch im ganzen Land – übers Radio – verbreitet wird. Konflikten wird dabei nicht ausgewichen, neben historisch-geographischen Erläuterungen werden handfeste Probleme (z. B. Umweltverschmutzung durch Industrieabfälle, Zwangsumsiedlungen im Kohlenbergbau) kontrovers behandelt: Radio als «Ombudsman, als Meckerecke», «Artikulationsforum» (Hans Janke) für jene, die gewöhnlich in den Medien nicht zu Wort kommen. Die Resonanz dieser Sendungen im lokalen Raum erlauben die Annahme, dass hier ein gelungener Ansatz zur Aktivierung des Bürgers, zur sinnvollen Politisierung des Mediums vorliegt. Inwieweit dieser Ansatz, tatsächlich vor allem für den Hörer zuhause, zum Tragen kommt, ist schwerer zu beurteilen. Das institutionelle Korsett, das der Sendung auferlegt ist, der immer wieder dazwischengeschaltete Teppich verblörender kommerzieller Musik, mit dem Geschehen vor Ort durch krampfhaft Sinnverbindung suchende Ansagen verknüpft, die Notwendigkeit für die Moderatorin, den Ablauf unbedingt einzuhalten, das «Ganze» immer «im Griff» zu behalten, scheinen den zuvor genannten Tendenzen der Sendung zuwiderzulaufen. Unübersehbar sind die Gefahren, dass beim Aufbrechen harter Konflikte – etwa zwischen Bürger und Bürokratie – «aus Zeitgründen» unter- oder abgebrochen wird, dass allzu spontane Äusserungen durch Zwischenmusik oder Moderationskommentar abgeschwächt werden, kurz dass die vorgegebene Form den gutgemeinten Inhalt totschrägt und der Hörer also letztlich doch nur als Staffage dient, nicht als Partner ernstgenommen wird.

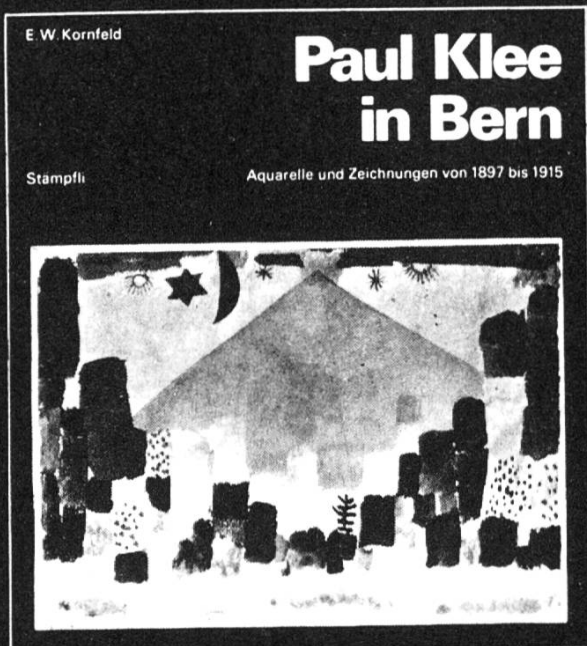
Mehr Risikofreude

Dazu wurde deutlich – und dies gilt ausgeprägt auch für Jugendmagazine, welche häufig mit Live-Hörerbeteiligung operieren –, dass die Risikobereitschaft der Verantwortlichen, unzensurierte Hörervoten zu verbreiten, nicht eben gross ist. So löst die «Selbstdarstellung» umstrittener gesellschaftlicher Randgruppen im Medium immer wieder politische Pressionen aus, wie die Beispiele der Radiothek des WDR und von SF-Beat (Berlin) zeigen, bei uns etwa der berühmte «Bericht vor 8» zum Thema Soldatenkomitee, der eben das Mittel der Selbstdarstellung gewählt hatte.

Für die Hörfunkgespräche 1976 gilt, was Gattungskennzeichen derartiger Tagungen scheint: Die Probleme konnten nur skizziert, nie ausdiskutiert werden; hinterher scheinen mehr Fragen offen als beantwortet. Ein eigentliches Fazit zu ziehen, wäre deshalb vermessen. Für hiesige Verhältnisse bliebe immerhin der Wunsch nach bewussterer Reflexion von Absicht, Funktion und Wirkung von Sendungen mit Hörerbeteiligung. Den Hörer als billigen Applausgeber, Kuriositätensammler oder Belustigungsobjekt beizuziehen, ist Trug, ihn als mündigen Partner, dessen Sache im Rundfunk verhandelt wird und in die er als Handelnder eingreifen kann, das Ziel. Dies zu erreichen, bedarf es wohl auch formal grösserer Experimentierfreude sowie der Offenheit und des Mutes für mögliche Misserfolge seitens der Verantwortlichen. Mit Spannung darf man einem Projekt von Radio DRS entgegensetzen, bei dem – Anfang Dezember – versucht wird, die beiden hier dargestellten Beteiligungsformen zu kombinieren: Angehörige einer Minderheitengruppe bekommen zunächst Gelegenheit zur (vorproduzierten) Selbstdarstellung; daran schliesst sich eine Live-Diskussion zwischen den Hörern und dieser Gruppe an. Das Radio als gesellschaftlicher Mittler.

Hans Ulrich Probst

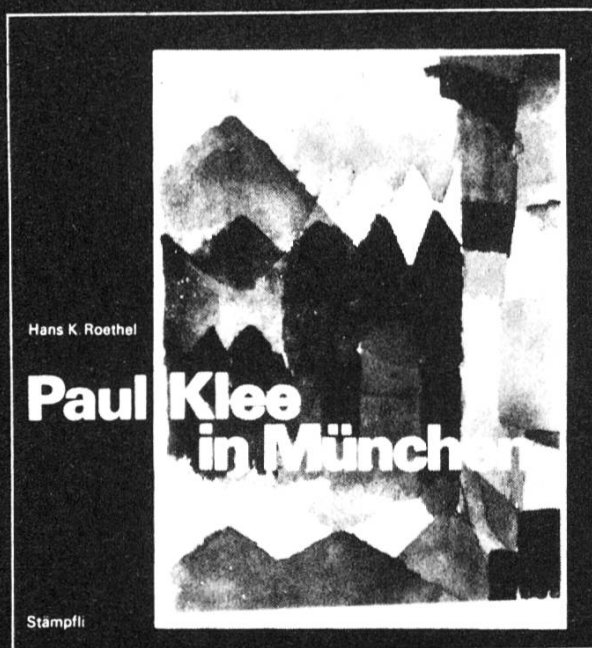
Zwei Bücher, die uns den Menschen und den Maler Paul Klee näherbringen



Eberhard W. Kornfeld

Paul Klee in Bern

Aquarelle und Zeichnungen 1897–1915.
2., erweiterte und überarbeitete Auflage,
88 Seiten, 8 farbige und 30 schwarz-
weisse Abbildungen, 4 Photos, lam.
Pappband, Fr. 38.–



Hans Konrad Roethel

Paul Klee in München

140 Seiten, 12 farbige und 41 schwarz-
weisse Abbildungen, 6 Photos, laminier-
ter Pappband, Fr. 45.–

Geschenkkassette: Beide Bücher in farbig bedruckter Geschenkkassette, Fr. 78.–

In allen Buchhandlungen erhältlich

Verlag Stämpfli & Cie AG Bern

